

II.

Das leckerste Mahl ist vorbei, das ein deutscher Poet je seinen Bekannten gegeben, ein Mahl, prächtvoll, als wenn der Poet dazu Apollo und die neun Musen hätte einladen wollen — Seine war von jeher ein Gastronom — und wieder sitzen wir, die Tassen schwarzen Caffee's schlürfend, in andern Zimmer um das Bett des Kranken.

Auch dieser hat vom goldenen Sauterne genippt und da seine Schmerzen eben auch nachgelassen haben, ist er heiter und gesprächig. Seltenere Geist! Raum auf wenige Augenblicke von seinen Qualen befreit, findet er all seine ehemalige Schwungkraft wieder und erzählt Geschichten

aus früheren Tagen mit einer Wärme und Lebendigkeit, die bezaubert. Seltsam — man meint einer jener phantastischen, unbeschreiblichen Ballnächte beizuwohnen, die unter dem freien Himmel von Paris ihr unendliches Leben entfalten. Da rauscht es von Musik und Tanz, da wogen die lieblichsten und grotesksten Gestalten! Hier giebt es verschwiegene Lauben für Seufzer und Thränen, dort wieder beleuchtete Plätze voll grellen Gelächters. Rakete um Rakete steigt auf und fliegt in Millionen Sternlein auseinander, eine unendliche Verschwendung von Bly, Feuer, Poesie und Leidenschaft entzündet sich und läßt die Welt bald in diesem, bald wieder in jenem Lichte erscheinen, bis endlich wieder die klaren silbernen Sterne hervorleuchten und das Gemüth mit dem Bewußtsein von des Lebens Schönheit erfüllen.

Da plötzlich, trotz der etwas vorgerückten Stunde, klopft es an die Thüre, und da von

allen Mitgliedern der Gesellschaft ein übermüthig lautes „Herein“ erschallt, tritt eine Gestalt ins Zimmer, die sich gleich als eine nicht französische zu erkennen giebt. —

Es ist ein Mann in den vierziger Jahren. Sein Gesicht ist bis an die Wangenknochen hinauf in einen dichten, pechschwarzen Bart vermunnt, dafür ist das Kopfsaar kurz abgeschnitten und zieht sich, wie eine schwarzwollene Nachtmütze über den breiten, für die Gestalt viel zu großen Schädel. Man stußt, man glaubt einen jener Männer vor sich zu haben, die auf den Pariser Maskenbällen als ours, als „Bär“ figuriren, und der Eindruck, den dies macht, wäre beinahe ein schreckhafter, wenn die kleinen Augen nicht gar so gutmüthig und possirlich unter den buschigen Augenbrauen hervorblickten. Zu dem seltsamen Antlitz stimmt die ganze Kleidung. Der viereckige Leib steckt in einem dunkelbraunen, ziemlich abgeschabten Paletot, die kurzen Beine

stecken in schwarzer Hülle. Dabei ist es, als ob der Mensch gewohnt gewesen sei, auf allen Vieren zu laufen, und erst später gelernt habe, sich auf den Hinterbeinen zu bewegen.

Auch auf Heine hat das Eintreten des Fremden einen erheiternden Eindruck gemacht, der sich durch ein gehäbiges Schmunzeln kund thut und den Menschen aufführend, sagt er nun mit großem Ernst und würdigem Anstand: „Monsieur Fajwisch (Phöbus), der Verfasser der indischen Schwalbennester, Deutschlands größter Dichter.“

Der Fremde nimmt diese Bezeichnung ruhig an, und lächelt milde vor sich hin. Dann nach einer Pause sagt er gutmüthig in frankfurtisch-jüdischem Dialekte: „O ich bitte, wir haben auch noch den Heinrich Heine!“

Ich will mich an die Damen um Auskunft wenden, doch diese haben den größten Dichter Deutschlands schon längst in ihre Mitte genommen. „Aha, Monsieur Fajwisch, wie geht's? Sie

kommen spät? Wie kommt das? Haben Sie schon gespeist? Ja? Nun! ein Glas Wein, ein Bisquit? Hier nehmen Sie Platz und erzählen Sie uns etwas von der schönen Dame Ihrer Gedanken!“

„Von der Dame meiner Gedanken?“ wiederholt der Fremde, indem er vor einem Glase Wein Platz nimmt.

„Ja.“

Faiwisch beschränkt sich auf ein trübfinniges „Ach!“

„Erzählen Sie,“ dringen Alle in ihn.

„Von der Dame meiner Gedanken!“ ruft Faiwisch noch einmal. „Ach, meine Freunde und Gönner, ich darf Ihnen wohl gestehen, daß ich wegen dieses holdseligen Wesens manche schlaflose Nacht habe, und ihretwegen mir manches Gedicht und mancher Artikel für die Zeitung nicht so geräth, wie ich es gern haben möchte. Einmal nur habe ich diese Lieblichste und Geistreichste

ihres Geschlechtes gesehen und doch kann ich sie nicht vergessen. Sie ist das einzige weibliche Wesen, das mich ganz versteht. Aber was will sie sagen mit den Wächtern, die stets um sie sind und sie so selten nur hervorlassen? Sollte man glauben, daß hier in Paris die strenge Gut mancher Burgfräulein des Mittelalters noch existire?“

„Sie ist noch jung?“ fragt Frau Elise.

„Ja gewiß, dreißig Jahre höchstens.“

„Schön?“

„Recht hübsch. Röthliches Haar! das liebe ich, und einen beinahe olivenfarbenen Teint! das liebe ich auch.“

„Und spricht von Wächtern, die sie hüten?“ fragt Heine.

„Von Wächtern und Mauern.“

„Das ist außerordentlich romantisch! Erzählen Sie uns doch endlich, wo Sie mit dieser Dulcinea bekannt geworden sind.“

„Bei einem Manne, der mit Wollwaaren handelt, Monsieur Jacquard, Rue St. Jacques, 16.“

„Wie kamen Sie zu diesem?“ fragt Elise.

„Die Geschichte ist kurz“, erwiedert Jaiwisch. „Neulich, als meine Portiersfrau beim Aufräumen mein Fenster zerschlägt, und ich mich in's Bett lege, ohne es bemerkt zu haben, erwache ich mit einem Rheumatismus. Die Folge ist, daß ich das Bedürfniß fühle, mir ein flannelenes Wamms zu kaufen. Ich suche in der Nähe meiner Wohnung ein Gewölbe auf, wo dergleichen Artikel vor dem Fenster hängen, und treffe, da ich eintrete, eine gutmüthige, gesprächige Pariser Kleinbürgerin, die eben mit erhitztem Gesichte aus ihrer Küche hervortritt und mir eine Auswahl dessen, was ich suche, vorlegt. Ich wähle mir ein Wamms, nicht eben eines von erster Qualität, aber eines von den wärmsten und dauerhaftesten. Wir wollen eben handeleins werden, da tritt mit bestürzter Miene der Gatte ein

und flüstert seiner Frau etwas in's Ohr. Diese stutzt, sieht auf die Uhr, sagt, „es ist zu spät,“ dann wendet sie sich zu mir, der eben sein Geld hingelegt hatte.

„Mein Herr,“ sagt sie, „verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Würden Sie wohl heute mit uns zu Tische essen wollen? Wir feiern den Namenstag meines Mannes.“

„Von der Frau eines Wollwaarenhändlers, sonderbar!“ wirft Frau Elise ein.

„Ich gestehe, daß mich diese Einladung einen Augenblick lang frappirte,“ erwiedert Fainwisch. „Wie ich später erfuhr, verdanke ich sie dem Umstand, daß der Mann, der sehr abergläubisch ist, als er sich mit seinen Gästen zu Tisch setzen wollte, zu seinem Schrecken gewahr wurde, daß ihrer dreizehn waren. Ich aber, in der Ueberzeugung, daß diese guten Leute in mir nach Kräften die deutsche Literatur ehren wollen, erwiedere,

daß diese Einladung mir ein schöner Beweis der Anerkennung sei, die Frankreich den nachbarlichen Dichtern zollt, ein lebendiges Zeichen der sich immer mehr befestigenden Verbindung Deutschlands und Frankreichs."

„So komme ich an den Tisch eines Pariser Fabrikanten von Flanelljacken, den ich vorher noch nie gesehen. Da ich den engen Gesichtskreis dieser Leute kenne, bestrebe ich mich, die ganze Mahlzeit hindurch so populär zu sein, als dies einem tieferen Geist möglich ist. Ich gebe mich als den Dichter der indischen Schwalbennester zu erkennen und überseze, da sie den Gästen noch nicht bekannt sind, mehrere Gedichte aus dieser Sammlung, so gut sich dies in französischer Prosa thun läßt. Erst gegen das Ende des Mahles, da mich der Wein erhitzt hat, lasse ich mehr meinen Genius walten, und beschäftige mich angelegentlicher mit meiner Nachbarin, die ich früher weniger beachtet hatte. Wunderbare Entdeckung! Diese

Nachbarin ersetzt, was ihr etwa an Jugend und Schönheit abgehen mag, tausendfach durch die Reize des Geistes! Ich glaube zu träumen und bin wach! Zum ersten Male fühle ich mich von einem weiblichen Wesen verstanden, und da ich mich vom Tische erhebe, hat mein Herz auch für alle Zeit gewählt. Es hat gefunden, was es lange gesucht.“

„Aber eben so rasch und gewaltig muß der Eindruck gewesen sein, den ich auf die Dame gemacht habe. Als die Gesellschaft aufbricht, zieht sie mich mit leiser Hand in eine Ecke des Zimmers, sieht mich mit durchdringenden Augen an und spricht: „Monsieur, ich glaube, wir sind unter demselben Stern geboren. Daß wir uns anders als durch einen Schicksalschluß hier begegnen, glaube ich nimmer. Ich werde in den kommenden Tagen viel an Sie denken, denken Sie auch an mich. Wächter, denen alle Plagen der Erde zu Gebote stehen, halten

mich gefangen, aber von heute in vier Wochen hoffe ich, wieder hier zu sein. Werden ich Sie finden?“

Ich schwöre es!

„Versprechen Sie mir noch, bis dahin nicht nach mir zu fragen, und sich nicht zu erkundigen, wer meine Wächter sind!“

Ich schwöre es!

„So leben Sie wohl!“

Und wir scheiden.

„Eine sonderbare Geschichte!“ meinte Frau Elise. „Sind Sie auch gewiß, daß Sie nicht geträumt haben?“ —

„Vollkommen gewiß.“

„Man erlebt doch in Paris kuriose Dinge. Und Sie haben seitdem nichts von Ihrer Dame erfahren?“

„Ich war durch mein Versprechen gebunden,

mich nicht zu erkundigen, und habe dies nicht gethan," erwiedert Herr Jaiwisch. „Glücklicher Weise sind bereits zwei Wochen, die Hälfte meiner Wartezeit um.“

„Da hat Heine wieder einmal eine wunderliche Figur aufgefunden, eine Figur, die werth wäre, neben Gumpelino Platz zu nehmen!“ dachte ich, als ich meinen Hut suchte, um mich zu entfernen. Und so war es. Ich hatte eine jener verkörperten Charginen gesehn, die Heine von jeher in seinen Troß hineinzuziehen liebte. Rabbi Jaiwisch interessirte ihn schon lange, indem er sich ohne Aufhören in die possierlichsten Abenteuer verwickelte, ohne jemals den Humor seiner Lage gewahr zu werden. Heine pflegte von ihm zu sagen: „dieser Mensch ist eigentlich wahnsinnig, aber man muß auch gestehn, daß er lichte Momente hat, wo er bloß dumm ist.“ Er ist derselbe, den Heine im Auge hatte, als er einen seiner Besucher mit den Worten anredete:

„Mein Kopf ist heute ganz wüst und Sie werden mich recht dumm finden. Ein Freund war bei mir und da haben wir so unsere Gedanken ausgetauscht.“